

VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

ANDREAS VARNAI

TEIL 3

IV

Es war im Sommer, ich war fünfeinhalb Jahre alt. Wie so oft war ich bei Großmutter alleine. Sie hatte eine gute Freundin, eine pensionierte Grundschullehrerin aus der guten alten österreich-ungarischen Zeit. Um etwas Vernünftiges auf die Beine zu stellen und meine Mutter angenehm zu überraschen, hegten die zwei Damen einen tollen Plan aus: Sie wollten mir Lesen und Schreiben beibringen. Entweder war die Freundin eine begabte Lehrerin oder ich ein begabter Schüler, bis Ende des Sommers habe ich es geschafft, ich konnte lesen und schreiben. Allerdings nicht rumänisch, die Sprache des Landes und seiner Schulen, sondern ungarisch, nach einem alten Lehrbuch für Erstklässler aus der Zeit, in der meine Lehrerin noch aktiv tätig war. Und das lag schon lange zurück. Der Sommer war zu Ende, meine Mutter kam mich abzuholen. Wir warteten alle gespannt auf die große Überraschung. Die gab es auch, fiel aber ganz anders aus, als von Großmutter erwartet. Mutter war aufgeregt, sie war erbost. „Was habt ihr dem Kind angetan? Was mache ich jetzt mit ihm, er wird doch nicht ein ganzes Jahr zu Hause sitzen, wenn er schon lesen und schreiben kann! In die Schule nehmen sie ihn auch nicht, in Rumänien fängt die Schulpflicht erst mit sieben an.“ Es war tatsächlich so – die Schule nahm mich nicht, zu Hause langweilte ich mich, man gab mich in Privatunterricht. Es kam eine Vierergruppe zusammen, zwei Jungs, zwei Mädchen. Warum die anderen drei auch mit sechs die Schule anfangen mussten, weiß ich nicht. Da wir befreundete Kinder befreundeter Eltern waren, ist es nicht ausgeschlossen, dass es Mutter gelang ihre Freundinnen zu überreden, ihre Kinder auch mit sechs in den Unterricht zu schicken, um mir beim Lernen Gesellschaft zu leisten.

Damit fing ein neuer, bedeutender Abschnitt meines jungen Lebens an. In den folgenden siebzehn Jahren war ich, in unterschiedlichen Schulen, mit Lernen beschäftigt. Meistens.

Unsere Lehrerin war eine kleine, dunkelhaarige, hagere Person, „Doamna“ Bogdan, die Frau des Rektors der rumänischen Volksschule in der Elisabethstadt. Diese innerfamiliäre Beziehung war der Garant der Legalität unseres kleinen Kurses und der offiziellen Anerkennung unserer

schulischen Leistungen. Es ging ziemlich flott voran, ich hatte es besonders leicht, dank meiner, aus Großmutter's Gnade erworbener Vorbildung.

Die langen Spaziergänge in Begleitung von Kindermädchen liefen unverändert fort, meistens waren wir zu zweit, oder sogar zu dritt, die Kinder vorne, die Mädchen hinten. Wir führten unsere Gespräche und kümmerten uns nicht um sie, sie taten das Gleiche und kümmerten sich nicht um uns. Ich hatte einen guten Freund, mein „Bester“, ein dicker Junge, Gyuri Bodnár, Mitglied unserer Vierergruppe im Privatunterricht und alter Kumpel aus *Előre*, wo sein Vater irgendeine wichtige Funktion ausübte. Er und sein Kindermädchen waren unsere ständigen Begleiter. Die Spaziergänge waren nicht nur lang, sie waren auch langweilig, und um die Zeit zu verkürzen erzählte ich ihm abenteuerliche Geschichten, die er gierig verschlang. Die Geschichten verliefen in täglichen Fortsetzungen und kamen nie zu Ende. Sie verliefen so – mein Großvater, der ein reicher Mann in Komádi war (Gyuri hatte somit keine Chance meine Geschichte nachzuprüfen), besaß einen Urwald, eingerichtet nur für mich, mit der buntesten Mischung aus wilden Tieren, die zwar den echten täuschend ähnlich aussahen, aber doch nur mechanische Puppen waren, daher für mich absolut ungefährlich. In diesem Urwald, mit diesen wilden Tieren spielte ich die verwegenen Abenteuer nach, die große Ähnlichkeit mit den Tarzan-Geschichten aus unseren Lieblingsfilmen hatten. Ich erzählte und erzählte, Gyuri hing an meinen Lippen und wollte immer mehr und mehr hören. So entwickelte sich unser Rollenspiel, er war das Publikum, ich der Erzähler. Damit waren unsere Spaziergänge gerettet, wir merkten nicht, wie die Zeit verging.

Bei diesen Spaziergängen nahmen wir die Stadt so wahr, wie sie sich uns, kleinen Kindern darbot. Am wichtigsten waren die Schaufenster, vornehmlich die der Geschäfte mit Spielwaren, Büchern, Briefmarken und Süßigkeiten. Besonders schön war es im Dezember, zu Nikolaus und Weihnachtszeit. Zu Nikolaus war die Stadt ganz rot. Die Schaufenster waren mit rotem Zellophan bezogen, überall kleine Nikolaus-Männchen mit ihrem Sack auf dem Rücken und der Rute in der Hand, in der Begleitung des Kumpans Krampus - Knecht Ruprecht mit dem hiesigen Namen. Krampus war ein lustiges Teufelchen, schwarz mit rotem Kopf und lang ausgestreckter feuerroter Zunge. Nikolaus zählte in Gegensatz zu Weihnachten, in der Wahrnehmung unserer Familien anscheinend nicht zum Fundus der christlichen Religion, an seinen Gaben durften auch jüdische Kinder teilnehmen. Wir stellten unsere Stiefel abends ins Fenster, in der Hoffnung sie am Morgen mit Süßigkeiten vollgestopft zu wiederfinden, wenn wir selbstverständlich brav waren und die Belohnung verdienten. Wenn nicht, wartete statt Süßigkeiten die Rute. Aber solche Vorfälle kamen in meinem Bekanntenkreis nicht vor. Weihnachten waren ja auch schön, die Schaufenster waren ganz toll dekoriert, die vorherrschende Farbe war diesmal weiß. Die Bäckerei in unserer Nähe hat jedes Jahr was Besonderes produziert: eine hügelige Winterlandschaft, mit Tannen, Rehen, Bären, Jägern und ihren Jagdhunden. Der Schnee bestand aus Mehl. An diesem Schaufenster habe ich mir lange meine Nase platt gedrückt, und in meiner Fantasie betrat ich selbst diese Zauberwelt, um in kniehohem Schnee den Bären nachzujagen. Durch das dicke Glas der Schaufenster gab es viele Weihnachtsbäume zu bewundern, Sterne, Kerzen, Engelhaar. Einmal nahm mich ein deutscher Junge, den ich irgendwoher kannte, in seine Schule mit, und mir eine wirkliche Krippe gezeigt. Der Anblick hat mich fasziniert, ich kannte die Weihnachtsgeschichte nicht, aber die Szene mit dem Kind im Heu, und die ganze Aufmachung drum herum, mit Königen, Tieren und leuchtendem Stern war wirklich beeindruckend.

Die Krönung der ganzen Weihnachtsdekoration lieferte der Spielzeugladen Révai, im Schaufenster lief eine richtige elektrische Modellbahn in einer wilden Landschaft, mit Brücken, Bergen, Tunnels. Die Bahn lief ununterbrochen, von morgens bis abends, schon einige Zeit vor Weihnachten und noch Monate danach. Wir steuerten unsere Spaziergänge so, dass wir früher oder später vor diesem Schaufenster landeten. Dann hörte sogar mein Redefluss über meinen fantastischen Abenteuern auf, wir blieben vor dem Laden wie angewurzelt stehen, fasziniert von diesem Anblick. Es gab nur eine einzige Sache, die noch aufregender war als die Modellbahn, viel aufregender sogar. In dem Jahr, in dem ich meine schulische Karriere bei Frau Bogdan begann, erschien in diesem Schaufenster, nachdem man die Bahn abgebaut hatte, ein echtes Fußballspiel, in einem großen, über ein Meter langen, roten Karton. Darin war ein grünes Fußballfeld, mit richtigen weißen Markierungen, zwei Toren und 22 Fußballspielern, ca. 6-7 Zentimeter hoch, in wunderschöner Handarbeit aus Holz gedrechselt, und kunstvoll in rot-weiß und blau-weiß koloriert. Ein Traum. Wie oft habe ich meine Mutter an dieses Schaufenster geschleppt und den unmöglichen Wunsch geäußert, mir dieses Spiel zu kaufen! Ich wusste, so ein Wunsch lag jenseits des Erreichbaren, allein schon des Preises wegen. Das hinderte mich aber nicht daran, davon zu träumen.

Man hat viel und oft auf der Straße gegessen. Im Sommer Eis, gekochte Maiskolben, Popcorn, im Winter gebackener Kürbis und Kastanien. Die Kastanien waren besonders lecker, von kleinen Mütterchen gebacken und verkauft, schön heiß, in Holzkästen zwischen Kissen aufbewahrt und mit weichen Bezügen abgedeckt; wenn es sehr kalt war, konnte man die Hände an den Kastanien erwärmen.

Als besondere Attraktion galt der Stadtnarr. Jede Stadt hatte seinen eigenen Narren, in Großwardein hieß er Moritz, in Temesvar Nazi, und weil die Stadt größer war, gab es als Zugabe noch eine Närrin, die Amalia. Amalia hat in den Jahren des Krieges eine ganz bemerkenswerte Heldentat vollbracht, wahrscheinlich unbewusst. In den ruhmreichen Tagen der Hitlerei standen vor dem Stammhaus der örtlichen NSDAP, stramm wie angewurzelt, ohne sich bewegen zu dürfen, zwei Hitlerjungen Wache. Jemand hat Amalia hundert Lei versprochen, wenn sie diese jungen Männer an die Wange küsst. Für sie war das sehr viel Geld, ich glaube sie hätte es sogar für weniger getan, vor allem, weil es sich um gut aussehende junge Männer handelte. Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile und wer die Nachricht vernahm, war da. Vor den Augen der endlich einmal wohlgelaunten jüdischen Zuschauer, vollbrachte Amalia ihre Tat. Danach galt sie in Temesvar als Heldin.

So präsentierte sich die Stadt unseren Kinderaugen, in dieser noch einigermaßen ruhigen Zeit, die wir friedlich empfanden, aber nicht Frieden nannten. „Frieden“, im Sprachgebrauch meines Vaters, war die Welt der Vorkriegszeit, die Welt der k. u. k. Er sagte nicht „vor dem Krieg“, oder „als ich noch jung war“, er sagte „Im Frieden“. Er wusste, er fühlte es - nach 1914 gab es keinen Frieden mehr.

Ich war ein kränkliches Kind, und außer den üblichen Kinderkrankheiten, wie Masern, Windpocken, Scharlach, ist es mir gelungen, einen Lungenspitzenkatarrh einzufangen. Das war eine Vorstufe zur Tuberkulose, damals ziemlich weit verbreitet, eine Art Modekrankheit. Um es los zu werden, sollte ich zu Luftkur in die Berge. So fuhr ich zum ersten Mal ins richtige Ausland – Ungarn zählte nicht als solches – in die Tschechoslowakei, in die Hohe Tatra. Meine Eltern kamen mit, für sie war das eine angenehme Ferienreise. Übrigens war das die einzige Fernreise meines Vaters, an die ich mich erinnern kann. Mutter reiste gern, reiste oft. Sie war an der italienischen Riviera und an der Côte d'Azur, in den Dreißigern, als es noch nicht üblich war. Vater blieb zu Hause, ging seinen Geschäften nach, spielte Karten.

Die neue Umgebung, die hohen Berge, die wunderschöne Landschaft, haben einen tiefen, bleibenden Eindruck auf mich gemacht, wenigstens solange ich mit ihnen an diesen Ausflügen teilnahm. Als meine Eltern weg waren und ich im Sanatorium alleine zurückblieb, fing mein Höllentrip an. Zwanzig-dreißig Kinder in Decken eingewickelt lagen den ganzen Tag aufgereiht auf einer langen Terrasse. Diese aufregende Beschäftigung wurde nur durch die Mahlzeiten unterbrochen, die statt einer angenehmen Abwechslung, lediglich meine Qualen vermehrten. Es gab nur Gesundes zum Essen. Spinat, Sauerampfer und als Höhepunkt, gekochten Kopfsalat. Ich habe rapide abgenommen, damit aber erreicht, dass ich frühzeitig abreisen durfte. Seitdem bin ich in meinem langen Leben etlichen Krankheiten begegnet, Tuberkulose war nicht dabei.

Unsere kleine Vierergruppe hat die erste Klasse bei Doamna Bogdan erfolgreich beendet, und wartete gespannt darauf, in der Zweiten als richtige Schüler in eine öffentliche staatliche Schule zu kommen. In den Sommerferien nahm ich an einem Feriencamp teil, ein großes Abenteuer für mich. In der letzten Woche erkältete sich eins der Kinder und als bekanntes Heilmittel bekam er eine Inhalation verabreicht. Heißer Kamillentee in einem Topf, Kopf drüberhalten, mit Handtuch abdecken, tief einatmen - das war die Inhalation. Mir gefiel sie sehr gut und man erlaubte mir, aus demselben dampfenden Topf zu inhalieren. Kaum waren wir zurück aus dem Camp, erkrankte der Junge an Scharlach. Paar Tage später war ich dran. Scharlach war damals eine schlimme, gefährliche Krankheit, hoch ansteckend, man wurde vierzig Tage von der Außenwelt isoliert. Alles, womit ich in Berührung kam, musste verbrannt werden, meine Kleider, meine Bücher. Auf unsere Tür war ein roter Zettel angeschlagen „Achtung, Gefahr! Ansteckende Krankheit!“ So wie „Achtung! Böser Hund!“ Außer meiner Mutter und meinem Arzt durfte niemand mein Zimmer betreten. Das einzig Gute dabei war, dass ich alte Bücher von einem Jungen bekam, der die Krankheit schon überstanden hatte; für mich waren sie neu. Statt sie zu verbrennen, hat man sie mir geschenkt. Es waren viele Bücher, so habe ich mich, so gut es ging, auf die lange Krankheit eingerichtet. Dann kam die Komplikation. Mein rechtes Ohr tat weh, es entpuppte sich als eine Mittelohrentzündung. Auf die damals erhältlichen Medikamente reagierte die Krankheit nicht, sie breitete sich immer weiter aus, mein Gehirn war bedroht. Die einzige Lösung war eine Operation, mit einer besonderen Komplikation verbunden, weil wegen meiner ansteckenden Krankheit, kein Krankenhaus mich aufnahm. Der HNO-Arzt hat mich zu Hause operiert, auf dem Esszimmertisch. Er wurde von meinem Kinderarzt – Géza bácsi – assistiert, der den Versuch unternahm, mich schonend auf die Operation vorzubereiten. Er war ein affektierter Typ, elegant, mit grauem Oberlippenbart und grau melierten Haaren. Ich mochte ihn nicht. Außerdem nannte

er mich Andriska, was ich ganz besonders hasste. Er kam zu meinem Bett und sagte mir mit seinem honigsüßen Lächeln. „Du wirst von der Operation nichts spüren, wirst die ganze Zeit schlafen. Was ist dir lieber Andriska, womit soll man dich narkotisieren – mit einer Spritze, oder mit Kölnisch Wasser?“ Ich habe selbstverständlich das gewählt, was jedes vernünftige Kind an meiner Stelle gewählt hätte – Kölnisch Wasser. Und so kam es dann auch, nur das Kölnisch Wasser entpuppte sich als Äther. Jemand, der schon mit Äther narkotisiert wurde, kann meine Enttäuschung und meine Wut verstehen. Damit hat Dr. Kardos – Géza bácsi - bei mir endgültig verspielt. Die Operation war nicht ungefährlich, dauerte lange, meine Eltern saßen wie versteinert im Nachbarzimmer und zitterten um das Leben ihres einzigen Kindes. Das Zittern hat sich gelohnt, und der Beweis dafür, dass ich die Operation überstanden habe, ist, dass ich noch immer lebe.

Ich wachte auf, die Sonne schien in das Zimmer, es war ein schöner Spätsommertag, eine riesige Bandage auf dem Kopf, wie ein Turban, und ein bisschen benebelt von der Operation und vom Äther. Vor mir, auf meiner Decke lag ein Wunder. Es war das Fußballspiel, das Spiel aus dem Schaufenster, nach dem ich mich so lange gesehnt habe. Ob ich schon damals verstanden habe, wie besorgt meine Eltern um mich waren, dass sie alles für mich getan hätten, wenn ich nur wieder gesund würde, weiß ich nicht. Ich weiß aber, dass ich so ein Gefühl von Freude selten erlebt habe. Ich wusste damals noch nicht, dass ich mein Gehör auf dem rechten Ohr verloren habe. Damals fing meine Karriere als Tauber an. Damit wäre ich bis zum heutigen Tage ziemlich gut gefahren, hätte ich mich damit abgefunden, dass ich die Musik nicht stereofonisch hören kann. Ich glaube, ich war schon über sechzig, als meine Mutter mich dazu überreden wollte, mein rechtes Ohr operieren zu lassen, damit ich mein Gehör wieder erlange. Meine Antwort war: „Liebe Mutter, ich habe in meinem Leben so vieles durchgemacht, es ist mir kaum etwas übrig geblieben, bis auf meine Taubheit. Bitte nimm sie mir nicht weg“.

Mit der Musik war das so eine Sache. Als ich sechs wurde, beschloss meine Mutter, es wäre höchste Zeit für mich, Klavierspielen zu lernen. Das taten wir dann auch. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte man mich klimpern lassen, oder die einfachen Melodien zwanglos nachzuspielen. Meine Mutter saß aber an meiner Seite und schlug den Takt, nicht selten auf meinem Hinterkopf. So eröffnete sich die zweite Front unseres privaten Kleinkrieges neben der ersten beim Mittagstisch. Das Unvermeidliche traf ein – nach einem Jahr, voller Qualen und Auseinandersetzungen, haben wir einvernehmlich beschlossen uns gegenseitig die Ruhe zu gönnen und mit dem Klavierunterricht aufzuhören.

Die Vierergruppe löste sich auf, aus den anderen drei wurden reguläre Schüler in verschiedenen staatlichen Schulen, ich habe das wegen meiner Krankheit nicht mehr geschafft; als ich wieder lernfähig wurde, hat der Unterricht schon längst angefangen. Also blieb ich der alleinige Privatschüler von Doamna Bogdan. Dadurch ergab sich, dass ich die öffentliche Schule tatsächlich im Alter von sieben Jahren begann, in der staatlichen Grundschule in der Elisabethstadt, wie von der rumänischen Schulpflicht vorgesehen. Allerdings war ich dann schon in der dritten Klasse.

Die Schule war für mich ein Albtraum. Unser Lehrer, Domnul Doboş war ein Sadist, kam nie ohne Rohrstock in die Klasse, und benutzte ihn eifrig bei jeder sich ergebenden Gelegenheit.

Solche Gelegenheiten ergaben sich ziemlich oft, bei einfachen Vergehen prügelte er uns die Handfläche, bei schwierigeren Fällen versohlte er uns den Hintern. Während des Unterrichts musste man gerade sitzen, ohne sich zu bewegen, die Arme hinter dem Rücken gekreuzt. Bei der kleinsten Bewegung folgte die Bearbeitung mit dem unerbittlichen Rohrstock. Trotz allem ist es mir gelungen diese Klasse, ohne größeren Schaden zu beenden, und damit auch die Volksschule in der Elisabethstadt. In diesem Sommer hat uns der Hausherr gekündigt – der mit dem von mir sandgewaschenen Auto - und wir zogen in die Innenstadt um.

Die neue Wohnung in der Innenstadt war in einem neuen Haus, in einer neuen Straße, in einer neuen Wohngegend. Das Haus war so neu, dass es nicht nur Zentralheizung, sondern auch zentrale Warmwasserversorgung besaß. Im Bad hatten wir eine getrennte Duschkabine und ein Bidet, das ich selbstverständlich, bei meiner damaligen Größe, zum Zähneputzen benutzte. Einen anderen Sinn habe ich daran nicht entdecken können. In der Küche war der Herd aber noch mit Holz befeuert, das machte zwar viel Arbeit, hatte aber keine besondere Bedeutung, da er vom Dienstmädchen bedient wurde. Die Straße war so neu, dass sie nur Bürgersteig, aber keine Fahrbahn hatte. Stattdessen fuhr die Straßenbahn vor dem Haus auf einer Schotterpiste, verlegt mitten in einem wilden Feld. Die Straßenverkehrsverordnung ließ das Radfahren auf dem Bürgersteig nicht zu, ohne Rücksicht darauf, ob es eine Fahrbahn überhaupt gab. So stand an der Ecke neben unserem Haus jeden Tag ein Polizist, dessen einzige Aufgabe war mich und meine Leidensgenossen bei der Missachtung dieser Vorschrift zu erwischen. Das hat ihm dann jedes Mal zwanzig Lei eingebracht. Oder eine Flasche Bier. Je nachdem.

In der vierten Klasse war ich Domnu' Doboş Ios, mein neuer Lehrer, Domnu' Vulpe, war ein gutmütiger Mensch, kam auch ohne Rohrstock aus. Von all dem, was ich bei ihm gelernt habe, kann ich mich nur an den Hygieneunterricht erinnern, wo er davon sprach, wie wichtig Sauberkeit ist, das sollten wir nie vergessen. Als Beispiel nannte er uns die Juden, in seinen Augen ein besonders sauberes Volk, da er eine jüdische Familie kannte, deren Mitglieder wöchentlich einmal ein Vollbad nahmen. So weit müssten wir selbst nicht gehen, aber eins sollen wir beherzigen, Baden ist wichtig und gesund.

Die Papierwarengeschäfte übten eine besondere Anziehung auf mich aus. Sie führten vorgedruckte Bögen mit Indianern, Cowboys, Soldaten, Tieren zum Ausschneiden und zum Spielen. Ich wollte mir schon immer welche kaufen, mir fehlte lediglich das Geld dazu. Eines Tages sah ich, wie unsere Köchin, die Rózsi, als sie ins Bad ging, ihren, mit einem roten Stein verzierten Ring, auf den Nachttisch legte und dort vergaß. Ich fasste einen kühnen Plan – wenn ich den Ring zu mir nehme und dann verkaufe, kann ich mir bestimmt den Kauf der ersehnten Papierbögen leisten. Gedacht, getan. Zum Verkauf kam es aber nicht, Rózsi hat den Diebstahl entdeckt und einen riesigen Krach gemacht. Mich hat zwar keiner beschuldigt, jeder glaubte, der Ring wäre weggerollt, ich aber bekam Gewissensbisse. Da wurde es mir erst klar, dass ich ein Dieb geworden bin! Selten habe ich mich in meinem ganzen Leben so schlecht gefühlt. Den Ring habe ich irgendwie „diskret“ zurückgeschmuggelt, Rózsi war beruhigt, meine Mutter zufrieden, aber die Gewissensbisse blieben für sehr, sehr lange Zeit. Wenn ich mich nicht irre, blieb ich bei diesem einzigen Diebstahl.

Ich war noch ein kleines Kind, aber die Politik zog allmählich auch in mein Leben ein. Als ich noch Privatschüler war, träumte ich davon, wenn ich endlich in eine richtige Schule käme, Pfadfinder zu werden. Die hatten große Hüte, kakifarbene Uniformen, zelteten im Wald, führten ein abenteuerliches Dasein, vollbrachten gute Taten, mit einem Wort waren sie beneidenswert. Mein Traum ist leider nie in Erfüllung gegangen, und das verdankte ich Seiner Majestät, Carol dem Zweiten, König von Rumänien. Er war bestimmt nicht der einzige Gauner, der je auf einem Thron saß, war aber einer der gewieftesten. Er hat sein Parlament aufgelöst und seine persönliche Diktatur eingeführt. Das war damals einerseits Mode in Europa, andererseits dachte er wahrscheinlich, dadurch schneller an die Taschen seiner betuchteren Untertanen zu gelangen. Er hat verschiedene paramilitärische Organisationen ins Leben gerufen, darunter eine für Schüler – die „*Străjeri*“ – und dafür die Pfadfinderei aufgelöst. Wir trugen auch Uniform, weißes Hemd, dunkelblaue, fast schwarze Hose, farbige Krawatte, weiße Mütze. Diese Art von Uniform war damals modisch in Europa.

Man muss diesem König aber zugute halten, dass er, so lange er regierte, die Legionäre, diese üble faschistische Mörderbande, uns vom Leibe hielt und ihren Führer - Zelea Codreanu - erschießen ließ.

In der Schule herrschte eine nationalistische Atmosphäre, wir trugen unsere Uniformen, standen jeden morgen vor Unterrichtsbeginn am Fahnenmast und hissten die Trikolore, abends die gleiche Prozedur zurück und sangen dabei patriotische Lieder.

Dann gab es irgendwann keine *Străjeri* mehr und Carol war mit seiner Geliebten geflohen. Die Zeiten standen auf Sturm, das konnte man schon auch mit neunzehn Jahren merken - aus der Presse, aus dem Radio und aus den Tischgesprächen meiner Eltern. Mit der Presse machte ich mich schon sehr früh bekannt, wenn auch eher in der illustrierten, als in der geschriebenen Form. In Temesvar lebte eine ziemlich bedeutende italienische Kolonie, die meisten als Inhaber und Angestellte einer großen Textilfabrik. Sie lasen italienische Zeitungen und an dem größten Zeitungsstand der Stadt hing die Sonntagsausgabe der „*Corriere Della Sera – Domenica del Corriere*“ - mit schönen, handgezeichneten bunten Bildern auf dem Titelblatt. Diese Bilder stellten schicke, stramme italienische Soldaten dar, wie sie in Bettlaken gehüllte, kraushaarige, schwarze Abessinier (so hießen damals die Äthiopier) jagten. Man sprach vom Krieg und man fragte sich was folgen würde. Für mich bedeutete dies alles nur Abenteuer, genauso wie in den Filmen mit meinem Liebling Tarzan, wo auch etwas Ähnliches geschah, nur dass die Jäger Engländer waren und keine italienische Soldaten. Die Gejagten waren selbstverständlich auch schwarz aber halbnackt, bei ihnen reichte es anscheinend nicht einmal für weiße Bettlaken. Kaum war dieser Krieg zu Ende, fing der andere in Spanien an. Ich wusste zwar nicht wer die Einen, und wer die Anderen waren, aber eins war sicher – auf wessen Seite die Deutschen standen, waren die Bösen. Wie es im Leben so oft geschieht, haben die Bösen den Krieg gewonnen. Die Rolle des Fernsehens, als Sensationsverbreiters spielte damals die Wochenschau im Kino. Wir sahen Woche für Woche Soldaten, Kanonen, Flugzeuge, Bomben. War es tatsächlich so, dass ich mich an den Krieg, als eine normale Begleiterscheinung meiner Kindheit gewöhnte? Kann man das?

In der zweiten, spätestens dritten Klasse fing meine Bekanntschaft auch mit der geschriebenen Presse an. In Temesvar gab es viele Zeitungen, ich kannte zwei – die ungarische

„Temesvári Hírlap“, und die deutsche „Temesvarer Zeitung“. Beide waren anspruchsvolle, liberale Blätter, sonst hätte mein Vater sie nicht gelesen. Der Chefredakteur der Temesvarer Zeitung war Miklos Lovas, den ich aus dem *Előre* kannte. Für den Geschmack der normalen schwäbischen Leserschaft gab es das „Banater Tageblatt“, die hatten keine Juden in der Redaktion. Irgendwann, einige Jahre später, verschwanden sie beide und machten Platz für die „Südostdeutsche Tageszeitung“ mit einem großen Hakenkreuz auf der ersten Seite. Ich las emsig die fett gedruckten Titel der Artikel, zu viel mehr hat es bei mir noch nicht gereicht und diskutierte darüber mit unserem Dienstmädchen, bei dem ich meine politische Überlegenheit ausspielen konnte. Ich klärte sie über den letzten Stand der wichtigsten Ereignisse in der Welt auf, sie nickte mit verständnisvoller Miene und verstand nichts. Ich auch nicht sehr viel mehr. Was ich damals nicht wusste – die auch nicht, die für diese Ereignisse verantwortlich waren. Die wichtigsten und besorgniserregendsten Nachrichten kamen aus Deutschland. Da herrschten die Nazis, die man anfänglich nicht ernst nahm, dieser Hitler war doch ein zweitklassiger Komödiant. Sagte man. Er hasst die Juden, aber wer tut das nicht? Lange wird er sich nicht halten können, dafür sorgen schon die Engländer. Sagte man. Und dann marschierte eines Tages dieser Hitler in Österreich ein. Und dann sagte man nichts. Am Purim, wenn im Tempel der Name des Judenhassers Haman fiel, und man stampfte mit den Füßen, dachte jeder an Hitler, man wünschte ihm sein Verderben. Es half nicht viel.

Es wurde immer enger. In Rumänien kam 1938 eine antisemitische Regierung – Cuza - Goga – an die Macht, welche die Judenverfolgung offen propagierte. Sie brachten das erste Judengesetz heraus. Die Beklemmung war groß. Die Regierung hielt sich aber nur einige Monate, dann war der Spuk vorbei. Dachten wir, und atmeten auf. Diese Aufatmung war nicht von allzu langer Dauer, es zogen sich immer dunklere Wolken an unserem Himmel zusammen.

Ein rumänischer Klassen- und Spielkamerad von mir, sein Vater war hochrangiger Offizier, zeigte mir einen Anstecker in rumänischen Nationalfarben mit einem großen Hakenkreuz in der Mitte. Ich habe es ihm trotzdem verziehen, weil er mir, sozusagen als Ausgleich, das Rauchen beigebracht hatte. Er hat von seinem Vater Zigarettenpapier geklaut, an den Tabak kam er leider nicht ran, stattdessen verwendeten wir Maishaare. Es roch ekelhaft, war aber irgendwie ein früher Männlichkeitsbeweis.

Währenddessen ging es uns eigentlich gut. Mein Vater war Leiter der Filiale, sein Einkommen wuchs, es wuchs auch die Ehre. Manchmal besuchte ich ihn in seinem Geschäft, der delikate, eigentümliche Geruch der Textilien war mir sehr vertraut. Das Personal war sehr höflich zu mir, man erfüllte mir jeden Wunsch, ich durfte mit den Meterstäben spielen, ich war der Sohn des Chefs. Am besten gefiel mir Vaters Büro, darin beeindruckten mich zwei Gegenstände: eine Bleistiftspitzermaschine und ein in Bronze gegossenes Modell einer Kanone – Vater sagte Dreißiginhälber – aus dem k .u k. Waffenarsenal des Ersten Weltkrieges.

Vaters Lieblingsbeschäftigung waren Karten. Er spielte viel, er spielte gut. Die Partien fanden entweder zu Hause, oder im Klub statt. Meine Eltern waren Mitglieder zweier Klubs, des Lloyds, wo Vater Karten spielte und des Journalistenklubs, in dem beide spielten, Mutter Rommé, Vater Kalabrias. Im Klub konnte man essen, Gäste empfangen, Tanzen, Partys feiern. Und man war unter seinesgleichen.

Die Ereignisse verdichteten sich, das wichtigste Thema der Zeitungen war das Treffen der großen Staatsmänner in München. Man befürchtete den Krieg. Und dann löste sich wieder alles im Wohlwollen auf, sie haben sich geeinigt und beschlossen das Münchener Abkommen. In der Wochenschau sah man Chamberlain, aus dem Flugzeug steigend, mit einem Fetzen weißen Papiers in der Hand, das im Wind flatterte: „Ich bring euch den Frieden“. In der nächsten Wochenschau sahen wir die Wehrmacht bei ihrem Einmarsch in das Sudetenland und am Straßenrand Tausende von blonden Jungs und Mädchen, die Soldaten begrüßend, jubelnd, lachend, weinend vom Glück. Wir erhielten in der Schule eine neue Landkarte für Europa, so wie schon früher, nach dem Anschluss Österreichs, aber sie war ja auch nicht von Dauer, bald bekamen wir wieder eine neue, diesmal ganz ohne die Tschechoslowakei. Genauso lange wie unsere Europakarte, dauerte auch das Münchener Abkommen.

Kinder sind mit Spielen beschäftigt, Kinder tragen keine Verantwortung, für Kinder ist alles ein Abenteuer, und trotzdem spürte ich, dass die Erwachsenen nervös waren. Eines Tages besuchte uns eine junge Dame, gute Bekannte meiner Eltern, die ein Jahr davor nach Palästina ausgewandert war. Sie nahm an einer Veranstaltung in einem Kino in Jerusalem teil, als eine versteckte Bombe explodierte. Jetzt war sie zurückgekommen, erzählte uns ihre Geschichte und zeigte die Beine mit den noch immer sichtbaren Spuren der Bombensplitter. Ich glaube das war der Augenblick, in dem ich zum ersten Mal den Kloß in meinem Hals spürte, der in den folgenden Jahren zum häufigen Begleiter meiner Tage wurde. Unsere kleine Welt fing an zu bröckeln, aber die Verdrängung funktionierte noch, man sagte sich, diese Dinge passieren irgendwo sehr weit, uns kann das alles nicht berühren. Das war das alte, über Generationen vererbte jüdische Verhaltensmuster – zittern vor Angst, aber bei jeder sich günstig gebender Gelegenheit tief durchatmen, wieder hoffen und sich einreden, dass all das uns nicht treffen wird. Uns doch nicht! Zeit, um dieses Verhaltensmuster einzuüben, hatte wir zu Genüge.

Mein bester Freund war Gyuri Bodnár, derselbe dicke Junge, dem ich früher meine Geschichten aus Großvaters Urwald erzählte. Wir spielten zusammen, wir hatten eine gemeinsame Knopffußballmannschaft und eine gemeinsame Briefmarkensammlung. Der Knopffußball war eines der beliebtesten Spiele dieser Zeit. Die Spieler bestanden aus mit Pech zusammengeklebten Knöpfen, mit der Feile gefühlvoll bearbeitet, zum größten Leidwesen der Mütter, die nicht nur ihre Knöpfe an ihren Kleider vermissten, sondern auch mit den Pechflecken auf dem Parkett zu kämpfen hatten. Es gab einige stadtbekannte Spieler, sie trugen die Namen unserer Idole aus den wirklichen, großen Mannschaften, die wurden geschätzt, getauscht, ge- und verkauft, wie heute im richtigen Fußballgeschäft. Unsere Mannschaft war bescheiden, wir besaßen keine bekannten Spieler, aber in der unteren Liga mischten wir auch mit. Die Briefmarkensammlung gehörte auch nicht zu den bekannten, bestand hauptsächlich aus Massenware. Das teuerste Exemplar war eine deutsche Hitlermarke, die uns der Herr Fenyő, bekannter Papier und Briefmarkenhändler, angedreht hatte. Eines Tages bekamen wir Krach miteinander, ich weiß nicht mehr warum, wir wollten nicht mehr zusammen wirtschaften. Wir haben uns getrennt und abgerechnet. Ein Spieler für dich, einer für mich, und so weiter, bis die ganze Mannschaft aufgeteilt wurde. Das Gleiche geschah auch mit den Briefmarken, bis wir zu unserem letzten und wertvollsten Stück kamen – die Hitlermarke. Teilen konnten wir nicht und

keiner hatte sie dem anderen gegönnt. Da fasste ich einen Entschluss, riss die Marke in der Mitte durch und sagte: Wähle dir deine Hälfte. Auch wenn es danach aussah, war diese noch keine politische Stellungnahme meinerseits.

Eines Tages besuchte mich Vater in meinem Zimmer, um nachzusehen, was sein Sohn so tut. Es war bestimmt Mutter, die ihm sagte: „Joska, kümmerst du dich eigentlich nie um das Kind? Weißt du überhaupt, was er in seinem Zimmer macht?“ Ich lag, wie so manches Kind, auf dem Bauch und las.

„Was liest du?“, fragte Vater. Ich zeigte es ihm, es war ein nicht besonders intelligentes Märchenbuch, die Abenteuer von Korkendani, oder die von Schraubenpeter.

„Wie kann ein so großer Junge (ich war sieben) so einen Blödsinn lesen? Schmeiß es weg.“

„Was soll ich dann lesen?“, fragte ich.

„Im Wohnzimmer steht der Bücherschrank, wähl dir etwas aus.“

Vaters Bücherschrank war eine eigentümliche Sache. Unsere ersten Wohnungen hatten jeweils vier Zimmer, ähnlich angeordnet, drei zur Straße hin, Schlafzimmer rechts, Kinderzimmer Links, Wohnzimmer in der Mitte. Daraus ging man über einer breiten Glastür zum Esszimmer auf der Gartenseite. Nur die Anordnung der Nebenräume war unterschiedlich. Die Zimmer waren im Allgemeinen nach Funktion möbliert, nur im Wohnzimmer führte meine Mutter, der damaligen Mode horchend, die sogenannten kombinierten Möbel ein. Auf der Couch konnte man auch schlafen, an dem Tisch essen oder Karten spielen und der sogenannte Bücherschrank hatte zwar auch eine lange Reihe von Regalen für Bücher, außerdem aber noch eine Vitrine für Nippes und einen Kleiderschrankteil. Da standen Vaters Bücher in Reih und Glied, schön nach Farben sortiert, und erregten den Verdacht, dass wenigstens ein Teil davon, ihm von einem tüchtigen Büchervertreter angedreht wurde. In Gelb waren sämtliche Werke von Mereschkowsky (wer weiß noch heute etwas über ihn?), in Rot die von Dumas, in Blau Renan und im tiefen Dunkelblau, mit wunderbarem goldenen Tiefdruck, die Reihe "Klassische Romane", in ungarischer Übersetzung. Es waren überwiegend Franzosen – Stendhal, Balzac, Flaubert, Zola, Anatole France, aber auch Dickens und Thackeray, Tolstoi, Dostojewski, Tschekow. Außerdem standen da Vaters neuesten Erwerbungen, aktuelle politische Literatur und Bibliografien, meistens in Deutsch. In der „Settimana Santa“ der Familie Várnai, mitten im November, Mutters Geburtstag am Zwölften, der Hochzeitstag meiner Eltern am Fünfzehnten und endlich mein Geburtstag am Neunzehnten, haben wir uns gegenseitig Bücher geschenkt. In der größten Buchhandlung der Stadt, Morawetz, - einer von den Inhabern, Herr Borgida, war mit uns befreundet - waren diese Termine bekannt, und man erwartete mich schon mit nach meines Vaters oder Mutters Geschmack gefertigten Listen von verschiedenen Verlagshäusern.

So kam ich vom Schraubenpeter direkt zum Grafen von Monte Cristo und den restlichen Romanen von Dumas. Nach ihm folgten andere und so las ich mich mit der Zeit durch Vaters Bücherschrank durch. Und so geschah es, dass in der zweiten Klasse im Gymnasium, als der Rumänischlehrer unseren Bildungsstand prüfen wollte und jeden danach fragte, was er zurzeit liest, unter den vielen anderen, die entweder gar nichts, oder Abenteuer und Schundromane

lasen, war ich derjenige, der sagte: Ich lese „Das Reich des Zaren im Großen Krieg“ von Maurice Paléologue - französischer Botschafter in Sankt Petersburg während des ersten Weltkrieges.

Zu meiner Lieblingslektüre gehörte auch der Atlas. Ich las Landkarten, wie andere Menschen Reisebücher. Mit dem Finger auf der Karte bereiste ich die halbe Welt, führte Eroberungskriege und annektierte ganz Brasilien im Namen der ungarischen Krone. Damals war ich nämlich ungarischer Patriot und taufte Santos, eine brasilianische Küstenstadt, in Szentes um, was ich mit Tintenstift in meinem Atlas festhielt.

Ich war ein neugieriges Kind, ich fragte viel. Das war ärgerlich, das kann ich verstehen. Mein Vater löste aber das Problem – er kaufte ein Lexikon und bei meiner nächsten Frage sagte er:

„Da steht das Lexikon, frag nicht, schlag nach.“

Seitdem tue ich das.

Die Zeit verging, wir schrieben das Jahr 1939, ich habe die vierte Klasse beendet, ich sollte aufs Gymnasium. Mutter beschloss, dass ich nicht das jüdische Gymnasium besuchen sollte, diese Schule war zu undiszipliniert und unordentlich, die Kinder waren frech und unerzogen, ich soll auf eine anständige, strenge katholische Schule gehen, das Gymnasium der Piaristenmönche.

In der Stadt waren vier Gymnasien für Jungs – ein Rumänisches, ein Deutsches, ein Katholisches und ein Jüdisches. Die gleichen Schulen existierten in der Parallelausgabe für Mädchen. Die Schulen waren streng nach Geschlechtern getrennt, die Lehrer und Lehrerinnen wachten hellwach darüber, dass diese Trennung auch eingehalten wird. Die Schulen waren streng, es herrschte Disziplin. Man trug Uniformmützen, jede Schule hatte ihre eigene Farbe, jeder Schüler hatte seine eigene Nummer, die er (sie), fest angenäht am linken Arm trug. Der Weg zum Gymnasium führte über eine Aufnahmeprüfung, weil in Rumänien das ganze Leben ständig aus Prüfungen bestand. Im Sommer stellte ich mich dieser Prüfung. Es war ein ziemlich strenges Auswahlverfahren, nicht alle Kinder kamen durch. Die Verkündung der Ergebnisse fand in festlicher Atmosphäre in der Aula der Schule statt. Die höchste Note in Rumänien war die Zehn, mit vier ist man durchgefallen. Ich saß da mit meinen Eltern, wir waren alle in nervöser Erwartung. Dann stieg ein kahlköpfiger Herr in schwarzer Soutane auf das Podium – die meisten Lehrer waren Priester - die Resultate zu verkünden. Es wurde in drei Fächern geprüft: Rumänisch, Mathematik, Naturwissenschaften. Er räusperte sich und sagte mit feierlicher Stimme:

„Erster und Bester – eine glatte Zehn – Várnai.“ Dann folgte der Rest, mit 9,66 und so weiter. Ich war der Mittelpunkt der Veranstaltung, man hat mir gratuliert, mich ausgefragt, wo ich dies alles gelernt hatte.

Meine Eltern waren so glücklich, dass Mutter mir sofort etwas schenken wollte. Wähl dir etwas aus, egal was, du bekommst es, du hast es verdient. Ich hatte aber keine Wünsche und das war mir peinlich. Ich durfte meine Eltern nicht enttäuschen, ich musste ihnen die Genugtuung gönnen, dass ich mich über ihr Geschenk freute. Da fiel mir im Schaufenster des Spielwarengeschäfts, in dessen Nähe wir zufällig standen, eine Zielpistole mit der dazugehörigen Zielscheibe auf. Da ich keine bessere Idee hatte, sagte ich, diese Pistole wäre schon immer mein größter Traum gewesen. Ich habe sie bekommen und nie damit gespielt.

Danach kam der Sommer, die wohlverdienten Ferien, ich wartete auf den Schulbeginn. Die Ferien verbrachte ich wie immer, abwechselnd zwischen *Előre* und Großwardein, oder Komádi. Nach Budapest sind wir nicht mehr gefahren, meine Tante Ági wanderte schon im März mit ihrer Familie nach Australien aus. Die Schiffsfahrt dauerte von Southampton nach Sydney sechs Wochen, es kamen Postkarten von unterwegs, mit exotischen Namen wie Gibraltar, Suez, Aden, Colombo, Singapore. Damals war das British Empire noch in Ordnung.

Noch in diesem Sommer reiste Herr Ribbentrop nach Moskau, und Deutschland schloss mit der Sowjetunion einen Nichtangriffspakt, dessen geheimer Anhang besagte, dass die Russen in den östlichen Bereichen Polens, wo die Deutschen damals noch nicht einmarschieren wollten, nach Gutdünken schalten und walten und gleichzeitig die baltischen Länder kassieren durften und, dass Rumänien auf Bessarabien zugunsten der Sowjetunion verzichten musste. Was Seine Majestät, nach einer dreiminütigen Rede, in der er die Unvermeidlichkeit dieser Peinlichkeit seinem Volk zu erklären versuchte, auch tat. Bei dieser Gelegenheit packten sie die nördliche Bukowina auch mit dazu.

Wäre ich damals etwas älter und vor allem etwas reifer und aufmerksamer gewesen und wäre mir die Ähnlichkeit zwischen den zwei großen Reichen nazistischer und kommunistischer Prägung aufgefallen, hätte ich mir viel Enttäuschung und Ärger ersparen können. Sonst nichts. Vorwürfe mache ich mir deswegen nicht, vielen älteren und reiferen Leuten fiel das auch nicht auf.

Gegen Ende des Sommers, wir waren wie immer tagsüber im *Előre*, das Radio stand wie immer im offenen Fenster von Frau Kappler, man hörte Radio Budapest. Zuerst das allmorgliche Glockengeläut, danach die Nachrichten. Plötzlich wurde still, totenstill.

„Heute früh um sechs Uhr haben die deutschen Truppen die polnische Grenze überschritten.“

Für mich hatte das keine besondere Bedeutung, ich wusste nicht, dass soeben der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war. An diese Szene kann ich mich erinnern, daran was danach folgte, nicht mehr. Wahrscheinlich sind wir anschließend schwimmen gegangen, wie immer. Es war kein besonderer Tag. Viel Zeit nachzudenken gab es für mich nicht, in ein Paar Tagen fing die neue Schule an.

Das Piaristengymnasium war eine vornehme Schule. Die meisten Kinder stammten aus guten Familien der ungarischen oder deutschen Mittelklasse, Deutsche, für die das „Banatia“ – das deutsche Gymnasium - zu völkisch, zu plebejisch und zu nazistisch war. Die große Masse der deutschen Bevölkerung war schon damals von den Nazis infiziert und ihre Kinder liefen in der Uniform der Hitlerjugend auf den Straßen.

Viele Kinder stammten aus Mischehen, Deutsch - Ungarisch, Jüdisch – Ungarisch, Jüdisch – Deutsch. Mein dort erworbener Freund, der Bácskai, hatte auch einen jüdischen (getauften) Vater und eine deutsche Mutter, die zu Hause meistens ungarisch sprachen. Die Grundlage unserer Freundschaft war seine umfangreiche Sammlung aus Spielsoldaten, gefertigt aus irgendeinem Kunststoff und sehr originalgetreu ausgeführt. Wir spielten Krieg, was sonst? Seine Armee bestand hauptsächlich aus deutschen Soldaten, zusätzlich drei Engländer. Die waren meine Truppe. Ich führte mit ihnen ruhmreiche aber verlustvolle Kriege gegen die deutsche Übermacht.

Ich spielte, wie jedes andere Kind auch, ich spielte mit Spielzeug, und spielte Gesellschaftsspiele. Am liebsten aber spielte ich in einer anderen Welt, in der Welt meiner Fantasie. Hier erlebte ich die tollsten Sachen, ob mit geschlossenen oder offenen Augen; ich zauberte mir Wunderwelten vor. Ich bebaute im Gedanken den Garten unseres Hauses mit Bahntrassen, Zügen, Straßen, Brücken, Viadukten, alles klein wie bei den Liliputaren, so wie es sich zum Spielen gehört. Ich war auch Geschäftsmann, nahm an Geschäftsessen teil, tätigte mit meinen virtuellen Partnern großartige Abschlüsse über vielen Millionen, war Heerführer und eroberte fremde Länder, kämpfte siegreich meistens gegen eine dunkle Übermacht, befehligt von grausigen Gestalten. Das Schönste an dieser Fantasiewelt war, dass ich darin frei gestalten konnte, wie es mir gefiel, keiner redete mir dazwischen. Heute wird sie durch die virtuelle Welt ersetzt und die kindliche Fantasie konsequent schon in frühem Alter abgebaut. Das Gefühl des freien Gestaltens habe ich bis zu meinem Architekturstudium mitgenommen, so ähnlich fühlte ich mich, wenn ich mit Bleistift in der Hand, wie ein Zauberkünstler aus dem Nichts Häuser vorzaubern konnte, lediglich mit der Kraft meiner Fantasie.

Zum Erwachsenwerden gehört der allmähliche Verlust der Fantasie. Es ist kein Zufall, dass die Kinder mit fortschreitendem Alter ihre Begabung zum Malen verlieren. Die wenigen, die noch als Erwachsene über ihre ungetrübte Fantasie verfügen, werden Künstler.

Das Gymnasium hatte einen eigenen Palast in der Innenstadt, im eklektischen Stil der Jahrhundertwende, mit Internat, Kirche und Turnsaal, groß, ehrwürdig, um den Kindern Respekt und Angst einzuflößen. Die Piaristen waren ein Mönchsorden, die meisten Lehrer Ordensbrüder. In jedem unserer Hefte mussten wir oben rechts auf die erste Seite einen lateinischen Satz schreiben: „In nomine Dei“. Das Gute dabei war, dass ich morgens zehn Minuten später kommen durfte, während die Katholiken ihr lateinisches Gebet aufsagten. Der Unterricht lief auf hohem Niveau, die Lehrer waren gut ausgebildet, anspruchsvoll und streng. Sowohl die Kinder wie auch die Lehrer nahmen den Unterricht sehr ernst.

Als Bester in der Aufnahmeprüfung erfreute ich mich anfänglich einer besonderen Aufmerksamkeit. Mein Klassenlehrer, Vater Erdélyi, der rumänisch unterrichtete, erwartete viel von mir. Er fühlte sich enttäuscht, als es sich herausstellte, dass ich mich mit den Strebern und Intelligenzbestien - allesamt konvertierte Halbjuden, welche eine ihrer beiden Hälften diskret zu verstecken versuchten - nicht messen konnte und wollte. Ich war ordentlich, lernte auch, hatte gute Noten, aber Musterschüler war ich nicht. Dazu fehlte mir der Ehrgeiz.

Nach unserem Fiasko beim Klavierunterricht beschloss meine Mutter, dass ich privat französisch lerne. In Rumänien war französisch zwar Pflichtfach von der ersten bis zur letzten Gymnasialklasse, in der Schule kann man eine Sprache aber nicht ordentlich lernen. Sagte sie, und recht hatte sie auch. Später irgendwann kam auch englisch dazu, das waren zweimal zwei Stunden wöchentlich, montags - donnerstags, und dienstags - freitags. Gymnastikunterricht hatte ich auch.

Ich las viel, ich befand mich in der Phase Karl May und Jules Verne. Die stammten zwar nicht aus Vaters Bücherschrank, passten aber besser zu meinem Alter. Es warteten auch andere Leckerbissen auf mich – Tom Sawyer und Huckleberry Finn, Die Schatzinsel, Gulliver und

Robinson. Wir feierten mit Freunden unsere Geburtstage, wir schenkten uns gegenseitig fast nur Bücher und ich baute, parallel zu meinem Vater, meine eigene Bibliothek auf.

Ich wurde ein emsiger Kinogänger. Es war die Zeit der ersten Farbfilme: „Robin Hood“ mit Errol Flynn, „Der Zauberer von Oz“ und der erste abendfüllende Zeichentrickfilm - „Schneewittchen“ von Walt Disney. Die musste ich alle gesehen haben und nebenbei noch für die Piaristen büffeln.

Obwohl Rumänien noch kein direkter Kriegsteilnehmer war, schlich sich der Krieg allmählich und diskret in unseren schulischen Alltag ein. Es gab ein neues Fach, einmal wöchentlich, über Luftschutz, Kampfgase, Maßnahmen für die Bevölkerung im Kriegsfall.

Inzwischen tobte der Krieg, irgendwo sehr, sehr fern von uns. Polen war überrannt, kein Mensch wusste was dort passiert, kein Mensch in meiner Umgebung kümmerte sich darum. Es gab den Krieg im Westen, in Frankreich, es geschah nicht viel, die französische Wochenschau zeigte Bilder von der Maginot-Linie, die deutsche von der Siegfried-Linie. Hier sah man französische Soldaten, dort deutsche, beim Rauchen und Waffenreinigen. Der Mann meiner Englischlehrerin war englischer Honorarkonsul, sie bekamen regelmäßig englische Magazine mit Bildern von der Front; fünf-sechs englische Soldaten in geduckter Haltung, mit der Unterschrift „Somewhere in France“.

Die erste Klasse ging irgendwann zu Ende und ich wollte nicht länger in dieser Schule bleiben. Kein Mensch hat mir was angetan, keiner hat mich schief angesehen, ich gehörte, wenn nicht zu den allerbesten, aber zu den guten Schülern, man hat mich nie als Juden angesehen, ich fühlte mich einfach unwohl unter diesen Kindern. Die Atmosphäre war zu steif für mich, es war nicht meine Welt. Meine Freunde, unter die ich mich heimisch fühlte, waren alle auf der jüdischen Schule. Ich wollte auch hin. Ich erklärte meine Bedenken meiner Mutter, sie hatte Verständnis dafür. Im September wechselte ich die Schule.